

FRITZ KUNERT · COSIMA WAGNERS RINGEN UM DEN PARSIFALSCHUTZ



COSIMA Wagner richtete, als das Urheberrecht beraten wurde, am 9. Mai 1901 ein längeres Schreiben an den Reichstag, das seinen einzelnen Mitgliedern zuging. Sie widerlegt zunächst in glänzender Polemik einzelne irrige und absolut unsachliche Debatteausführungen von Reichstagsabgeordneten. Dann kommt sie zum Kern der Sache. »Ich fühle mich durch die Behandlung der Angelegenheit gedrungen zu erklären, daß es mir vor allem, ja einzig und allein auf den Schutz des Bühnenweihfestspielles Parsifal ankam und ankommt. Öffentlich bitte ich um diesen Schutz unter Verzichtleistung auf die Erträgnisse der verlängerten Schutzfrist, um endgültigen Schutz für Parsifal zu erlangen.« Dabei ging sie von der vielumstrittenen Ansicht aus, daß es Richard Wagners »Wunsch und Wille« wäre, »daß sein Theater einzig auf dem Hügel zu Bayreuth stehe, daß einzig in diesem Hause sein Parsifal aufgeführt werde«. Diese Versuche zum Ziel zu gelangen scheiterten völlig, sowohl 1901 wie auch später 1913 nach Ablauf der 30jährigen Schutzfrist.

Nach dem Tod Richard Wagners war das Bayreuther Festspielhaus in höchst schwieriger, Cosima Wagner daher in peinvoller Lage. Alles um sie wankte. Allein gerade von jenem Zeitpunkt ab entwickelte sie allen Hindernissen und Gewalten zum Trotz eine erstaunliche Umsicht, eine beispiellose Zähigkeit und nie versagende Tatkraft. Durch sie kam das Werk, das mit dem Tod seines Schöpfers zusammenzubrechen drohte, verhältnismäßig schnell zu glücklichem Vorschreiten und prächtiger Blüte. Nun schien ihm mit dem Freiwerden des Parsifal wieder eine Grundlage entzogen. Das Schreiben Cosima Wagners war daher sehr verständlich. Als es mir als Abgeordnetem übergeben war, antwortete ich am 26. Mai 1901 in einem Brief, den ich in sinngemäßer Rekonstruktion, zum Teil wörtlich, mit Auslassungen, wiedergebe:

»Sehr geehrte Frau, der Reichstag ist in diesem Monat verlagert, und die verminderte Last der laufenden Arbeit gestattet mir Ihr auch an meine Adresse gerichtetes Schreiben vom 9. Mai dieses Jahres nunmehr für meine Person zu beantworten. Auf das, was Sie als »Einleitung« Ihres offenen Briefes bezeichnen, will ich hier nicht eingehen. Die Hauptsache ist Ihnen der Schutz des Parsifal durch Reichsgesetz. Dieser Schutz schließt, wenn ich Sie recht verstehe, ein Monopol ein für Sie, Ihren Herrn Sohn und dessen Nachkommen, und zwar für unbeschränkte Zeit. Nach meiner Kenntnis der Verhältnisse und der maßgebenden Faktoren ist an das Zustandekommen eines Schutzgesetzes, wie Sie, hochgeehrte Frau, es im Sinne haben, schlechthin nicht zu denken. Auch ich würde einem solchen Gesetz meine Zustimmung nicht geben können. Gestatten Sie mir hierzu einige begründende Bemerkungen, die Sie wenigstens von dem einen überzeugen werden, daß man in Bewunderung und Treue zu dem Meister und seinem Lebenswerk stehen kann, ohne doch Ihrem Hauptwunsch nachkommen zu können.

Wenn Richard Wagner und Sie den Parsifal der gewöhnlichen Bühne nicht auslieferten, so war das voll berechtigt. Sie verabscheuten die Profanation des Werkes, die die geschäftsmäßige Aufführung mit sich bringt. Sie behielten das Werk in Ihren Händen, um ihm in der Darstellung künstlerisches Blühen und ideale Gestaltung auf Ihrer Bayreuther Bühne zu sichern. Und

der andauernde und wunderbar tiefgehende Erfolg zeigte, daß Sie nicht nur den starken Willen sondern auch die Kraft besaßen den künstlerischen Gedanken zur schöpferischen Tat werden zu lassen. Allein, wer garantiert Ihnen, der Nation und der Menschheit dafür, daß das Mysterium vom heiligen Gral für alle Zukunft seine besten Hüter in den leiblichen Nachkommen des gewaltigen Dichterkomponisten haben werde? Oft sind die physischen Nachfolger des Genies in einer der späteren Generationen geistige Zwerge. Und darum ist für ferne Zeiten der beste Schutz des Parsifal nicht die Familie, sondern das Volk, nicht der einzelne, sondern die unendlicher Entwicklung fähige Menschheit . . .

Gern erkenne ich an, daß Sie von den edelsten Beweggründen bei Ihrer Anschauung geleitet werden. Einig weiß ich mich mit Ihnen in dem Gedanken, daß alle wahre Kunst ein »Bindungsmittel«, eine Friedensbotschaft zwischen den Nationen darstellt. Gewiß hat sich auch Richard Wagner ein Denkmal in Bayreuth errichtet. Allein für sein eigentliches Denkmal ist das Plätzchen doch zu klein. Das eigentliche, unzerstörbare und dauernde Denkmal ist ihm im Herzen der Mit- und Nachwelt, innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzpfähle, errichtet worden. Wie Zeit und Welt Wagner Großes gaben, so gab er in großem Stil zurück . . . Ferner meine ich, daß Wagners Stern heute nicht im Zenith sondern im Anfang seiner Bahn steht. Je mehr das Volk aber geistig fortschreitet, um so dringender wird es Musteraufführungen im rigorosesten Sinn des Wortes verlangen, um so überflüssiger wird damit aber auch die Fürsorge des Individuums und der Familie für die Aufführung eines einzelnen Kunstwerks.

Sie fühlen, verehrte Frau, daß mir nichts ferner liegt als Sie verletzen zu wollen, daß ich mich allein von rein sachlichen Beweggründen leiten lasse. Dem kann auch nicht anders sein, da ich mit inniger Dankbarkeit und erfüllt von hoher Bewunderung zurückdenke an den unvergeßlichen Mann, den ich zuerst, wenn ich nicht irre, 1875 im Konzerthaus in Berlin sah. Er dirigierte damals in unerreichter Art Bruchstücke aus dem Ring. Niemann sang reckenhaft mit einer ebenbürtigen Partnerin. Der Trauermarsch durchbrauste zum erstenmal in erschütternder Klage, in unendlich wehevollen Klängen den Saal. Uns allen war, als sei das eherne Fatum selbst an uns vorübergeschritten. Totenstille, dann endloser, jubelnder Beifall. Es war ein Tag des Triumphs, ein großer Tag für die Wagnersche Sache in Berlin. Später erblickte ich den Meister wiederholt im Berliner Viktoriatheater, als Angelo Neumann die Tetralogie zur Aufführung brachte. Wagner wurde damals in Berlin wie ein Triumphator gefeiert, und das Glück strahlte ihm aus den Augen. Zuletzt sah ich ihn mit einem leisen, resignierten Zug in dem markanten Antlitz auf dem Hügel zu Bayreuth nach einer ergreifend schönen Parsifalaufführung im Jahr 1882. Und lebendig wie damals, so steht er heute noch und immer vor meinem innern Auge. Nie hat irgendein Lebender aus der Kunstwelt auch nur annähernd einen so faszinierenden Eindruck auf mich gemacht wie er.

Sehr geehrte Frau, bei solchen Reminiszenzen angelangt, gestatten Sie mir vielleicht noch die Erwähnung einer kleinen Episode, die von neuem die Macht der Wagnerschen Muse zeigt, und die Ihnen deshalb nicht ganz uninteressant sein dürfte. Ich habe manchen öffentlichen und nichtöffentlichen Strauß Richard Wagners wegen ausgefochten. Es war so im Jahre 1880, und zwar an den schönen Ufern des Goldenen Horns und des gigantischen

Bosporus zu Konstantinopel, als ich nach mühevollen Vorarbeiten Bruchstücke des Tannhäuser, insbesondere den Tannhäusermarsch nebst Chor und Introdution, zu 2maliger öffentlicher Aufführung vor einem Publikum, das sich aus allen Klassen zusammensetzte, gebracht habe. Die Musik wirkte auf das völlig unvorbereitete internationale Publikum der orientalischen Kapitale so gewaltig, daß sich am Schluß der Wartburghymne der Beifallsturm erst besänftigte, als ich für Chor und Orchester das Dacapozeichen gab. Da alle Nationen, an dem Konzert mit einzelnen Piecen beteiligt, ihr Bestes gaben, so war gleichsam ein musikalischer Wettstreit in jenen Tagen entstanden, in dem der ritterliche Einzugsmarsch Richard Wagners unbestritten die Siegespalme errang. Bemerkt sei schließlich noch, daß alle Mitwirkenden aus reinem Interesse, ja Enthusiasmus für die Sache selbst eintraten, und daß die Einnahmen ausschließlich zur Linderung der damaligen furchtbaren armenischen Hungersnot verwendet wurden. Die Aufführung war gewiß nicht zunftgemäß, aber dafür der Sache Wagners förderlich und dem Geiste des Meisters entsprechend.

Seien Sie versichert, daß Ihrer dauernd denkt in vorzüglicher Hochachtung und Ergebenheit Fritz Kunert.«



UF diesen Brief antwortete mir Cosima Wagner am 3. Juni 1901. Ich habe ihre Antwort nahe an 3 Dezennien zurückgehalten, glaube sie aber jetzt veröffentlichen zu können, da die Gründe, die sie damals veranlaßt haben mochten ihr Schreiben als »vertraulich« zu bezeichnen, sicherlich schon lange nicht mehr gelten und nun durch ihren Tod am 1. April 1930 vollends gegenstandslos geworden sind. Ich gebe ihren Brief nachstehend wörtlich wieder:

»Hochgeehrter Herr! Sie sind der erste (bis jetzt der einzige) von den Herren Abgeordneten, welcher auf mein Schreiben mir erwidert. Sie haben meine Schlußbitte mit Wohlwollen und ernster Beachtung dieses Schreiben aufzunehmen erfüllt; so fühle ich mich Ihnen gegenüber zu Dank verpflichtet und spreche Ihnen diesen auf das herzlichste aus.

Nie kann mich ein Unterschied der Ansicht oder eine Verschiedenartigkeit der Überzeugung verletzen, wenn ich, wie bei Ihnen, hochgeehrter Herr, die rechtschaffene Gesinnung und die Achtung vor dem andern erkenne. Was mich bestimmt, ist der Wille des Meisters, und ich meine, daß er für sein Volk so viel getan, daß dieses Volk nun auch mit mir diesen Willen ehren sollte. Ich fühle Ihnen nach, was Sie beseelt, indem Sie eine allgemeine Verbreitung der Kunst für das Volk wünschen.

Ich halte diesen Wunsch aber von einer Täuschung eingegeben.

Wir haben die billigen Ausgaben der Klassiker, öffentliche Museen, leicht kann man sich Gipsabgüsse der antiken Meisterwerke verschaffen; finden Sie, daß in unserem Gebaren, in unserer Literatur, in unserer Presse, in unserer Sitte auch nur das geringste von dieser Popularisierung zu bemerken sei? In der Volksvertretung durfte ein namhafter Abgeordneter [Eugen Richter] einer allgemeinen Sache eine persönliche Wendung geben, eine Familie und insbesondere eine Frau in das Treffen führen, ignoble Motive ohne Begründung unterlegen, persönliche Verhältnisse ununtersucht vorbringen, um die niedrigsten Regungen im menschlichen Wesen wachzurufen (Neid und Mißgunst), und niemand brach ihm das Wort ab. Wie ist unsere Bildung beschaffen, wie steht es mit unserer Sitte; ist von dem Schiller-Goetheschen Geiste auch nur ein Hauch in die Allgemeinheit gedrungen?

Dem Beispiele der Volksvertretung möchte ich der Kürze halber nur eines noch hinzufügen: Privatbriefe werden, ungeachtet, ob die Verfasser noch leben, publiziert und an der Möglichkeit ihrer Publikation Pressionsversuche ungehindert ausgeübt.

Was könnte ich noch an Beispielen hinzufügen, um zu beweisen, daß unsere großen Weisen, Meister und Dichter nicht Gemeingut geworden sind? Nicht auf Verbreitung kann es demnach ankommen sondern auf Vertiefung.

Gewiß verstehen Sie mit mir (ich durch Bismarck angeleitet) unter Volk die Gesamtheit aller Stände von dem König bis zum Bettler. In diesen Ständen gibt es die für die Kunst Begabten und Empfänglichen und diejenigen, welche es nicht sind.

Eine Sache der Erziehung wäre es meines Erachtens die Begabung zu steigern und bei den Unbegabten die Verehrung für das Ungenossene zu wecken. Hätten wir solche Erziehungsanstalten im Geiste Goethes erlangt, dann können Sie sicher sein, hochgeehrter Herr, daß alle Zöglinge einstimmig für eine Kunststätte eintreten, welche das Ideal eines größten Künstlers, soweit dies mit irdischen Kräften möglich ist, rein erhält. Sie würden wissen, daß unsere gegenwärtigen Kunstinstitute dieses nicht vermögen; Sie würden uns in unserem Bestreben immer mehr Unbemittelte in unser Auditorium aufzunehmen unterstützen, bis der Gedanke des Meisters gänzlich verwirklicht wäre, während doch niemals, weder bei stehenden Theatern noch bei reisenden Unternehmern, daran gedacht wird Aufführungen unentgeltlich zu geben. Während im Theaterrepertoire ein Eindruck sich durch die Vermengung mit allem Erdenkbaren verwischt (ungefähr wie bei der Zeitungslektüre das durch einzelnes geweckte Mitgefühl), so wirkt der hier empfangene Eindruck nachhaltig; er wird fruchtbar in dieser oder jener Weise, um als Tat oder Werk Gemeingut zum Wohle des Volkes zu werden.

Sie werden mir erwidern, solche planmäßige Erziehung und Erhebung eines Volkes, etwa wie der Gang der Sterne, sei ein Ding der Unmöglichkeit; es ginge chaotisch in unserem Dasein zu, und man müßte froh sein auf irgendeine Weise einen Brocken des Ideales zur flüchtigen Tröstung zu erhaschen.

Ich gebe Ihnen das Pandämonium der Welt zu und weiß, daß das Evangelium der Liebe vielleicht nur noch mehr Haß und Grausamkeit entfesselt hat, aber um so wichtiger ist es, wenn in dieser furchtbaren Dissonanz ein Grundakkord für diejenigen, die seiner bedürfen, erklingt, und dieser wird nur außerhalb der dissonierenden Welt vernommen werden können. Eine Stätte und ein Werk rein erhalten als Zeugnis der Kraft der deutschen Kunst, glauben Sie mir, hochgeehrter Herr, daß dies von ungeheurem Werte ist, selbst nur in der Vorstellung derjenigen, welche nicht daran teilnehmen können. Die Kunst und ihre Ausübung hat durch die Verbreitung unserer Werke auch nicht das geringste gewonnen; befragen Sie sämtliche Künstler darüber. Ich kann natürlich für die Beschaffenheit meiner spätesten Nachkommen nicht stehen. Wenn wir die preußische Geschichte zum Beispiel befragen, so sehen wir als Träger der in dieser Geschichte von alters her rühmlichst bekannten Namen sehr tüchtige Männer. Doch sollte in unserem Fall dies nicht eintreffen, so hätte das wenig auf sich, da mit der durch die Zeit gefesteten Tradition sich ein Werk ergeben hätte, woran gar nicht mehr zu rütteln wäre. Ich gebe Ihnen dankbar zu, daß jetzt eine bestimmte Befähigung, nicht nur Gesinnung nötig ist, und so danke ich Gott täglich, daß er mir den edlen, hochbegabten Sohn schenkte, der jetzt den größten Teil meiner

Aufgabe übernimmt und mir die Zukunft sichert. Später wird die Künstlergenossenschaft dieses verrichten.

So handelt es sich hier mit nichten um einen Familienbesitz sondern um ein Asyl für die Kunst und um die Reinerhaltung eines einzig weihevollen Werkes. In Ihrer Tätigkeit können Sie, hochgeehrter Herr, sich keine Vorstellung von den Empfindungen des großen Künstlers in unserer heutigen Welt bilden. Da, wo Sie eine *via triumphalis* in Berlin damals erblickten, war es eine *via crucis* der schwersten Art. Wie könnte der Künstler, der einen Kulturgedanken mit sich trägt, sich durch einen momentan noch so gewaltigen Eindruck und noch so brausende Akklamationen befriedigt erkennen, wenn dieser sein Gedanke unverstanden bleibt? Ist nicht vielmehr diese Verkenning und Verlassenheit gerade inmitten des Zujubelns von einer Tragik, welche uns auf das Wesen der Dinge führt, uns den Gehalt aller großen Dichtungen und aller tiefen Religionen vor den Sinn ruft und uns die Notwendigkeit einer idealen Stätte mit der zwingenden Macht des verehrungsvollen Mitgefühls empfinden läßt?

Sollte es meiner geringen Feder nicht beschieden sein Sie, hochgeehrter Herr, zu meiner Überzeugung zu gewinnen, so möchte ich an Ihr Gefühl für Gerechtigkeit mich wenden. Warum soll einzig dem Musiker das Recht auf seine Werke verweigert werden, das jedem Industriellen, jedem Dotation erhaltenden Staatsmann oder Feldherrn gewährt wird? Der Gerechtigkeit gegenüber erscheint sogar eine 50jährige Schutzfrist gering, und sie wurde auf Grund irriger Daten und persönlicher Gehässigkeit abgelehnt!

Ich glaube aber bestimmt, daß der Gerechtigkeitssinn im Reichstag wieder erwachen wird. Ich habe mich einzig an das Gefühl gewendet und kann es einzig, Sie, hochgeehrter Herr, haben mir gefühlvoll erwidert, und das hat mich sehr gerührt.

Ihre Schilderung der Aufführung in Konstantinopel zugunsten der Hungernen hat mich bewegt. Solche Erscheinungen würden niemals durch unsere Kunststätte, und Parsifal als Heiligtum darin, gehemmt.

Wie ich Ihnen bereits sagte, verkehre ich gern mit Andersdenkenden (unter der Bedingung der gleichen Gesinnung und der Achtung vor einander); entweder werde ich von meinem Gegner überzeugt und verliere einen Irrtum, oder ich überzeuge ihn von der von mir erkannten Wahrheit. (Ich mußte über die Schreckensparole des Einflusses lächeln, wenn wir auch in dem gegebenen Fall gar keinen ausgeübt. Beruht denn nicht alles auf gegenseitigem Einfluß und Einwirkung, üben Bücher, Menschen, Kunstwerke nicht Einfluß auf uns, ja, würden im Reichstag Reden gehalten, wenn man nicht beeinflussen wollte? Man könnte sonst nur die Vorlagen der Regierung anhören und dann abstimmen.) Oder aber, ich werde meiner Überzeugung mir klarer bewußt, auch wenn ich nichts erwirke.

So haben Sie Dank, hochgeehrter Herr, daß Sie mir zu diesem Austausch Gelegenheit gaben. Sie sagen mir, daß Sie mir als Mensch, nicht als Parteigänger Antwort geben, und zu dem Menschen, dem freundlich gesinnten, sprach ich von Herzen und vertrauensvoll. Ich bitte diese Mitteilungen als vertraulich zu betrachten und schließe mit dem erneuerten Ausdrucke meines Dankes und der Versicherung meiner vorzüglichsten Hochachtung C. Wagner. Weit besser, als ich es vermöchte, haben zwei hervorragende Persönlichkeiten, Hans von Wolzogen und H. Chamberlain, das Thema unserer Korrespondenz besprochen. Ich erlaube mir die Aufsätze deshalb zu senden.«

MIT meinem hier nachfolgenden, am 23. Juni 1901 geschriebenen Brief schloß die Korrespondenz. Die Vorbemerkung zu meinem vorigen Schreiben hat auch für das andere Geltung. Dazu stelle ich fest, daß hier meine etwas scharf getönte Erwiderung auf gewisse briefliche Andeutungen und Ausführungen Cosima Wagners über Bismarck, die Hohenzollerndynastie, Parlamentarismus usw. nicht wiedergegeben ist, da sie zur Klärung der Frage, eben des Parsifalschutzes, nichts beizutragen vermochte:

»Hochgeehrte Frau, von ganzem Herzen danke ich Ihnen für den großen Beweis von Vertrauen, das mir Ihr gütiges Schreiben vom 3. Juni bekundete. Ich hatte von Tag zu Tag gehofft eine ruhige Stunde zu finden, die es mir ermöglichen würde auf den reichen Inhalt Ihres Briefes in meiner Antwort wirklich einzugehen. Leider ist mir das nun doch unmöglich. Deshalb muß ich mich bescheiden nur einigen Ihrer Anregungen mit wenigen kurzen Bemerkungen zu folgen.

Daß Richard Wagner Schwerstes auf der via crucis zu leiden hatte, ist ebenso unbestreitbar wie die endliche glorreiche Eroberung seiner via triumphalis. Jedenfalls hatte er im Unterschied zu der ungeheuren Mehrzahl der Menschen, die ausschließlich auf die via crucis verdammt sind, seinen herrlichen Triumphweg. Welch ein Weg einsamer Künstlerhöhe! Von ihr aus verkündete er seinen Willen betreffs des Parsifal: Parsifal für Bayreuth! Allein die Komplikation der uns umgebenden Verhältnisse ist gewaltiger als der mächtigste Einzelwille: Richard Wagner wollte für die Aufführungen die höchste künstlerische Wiedergabe aller seiner genialen Schöpfungen. Dieser berechtigte Wille scheiterte an der totalen Unzulänglichkeit der heutigen Bühne. Er wollte zu höchsten künstlerischen Zwecken zwischen 1876 und 1882 die Verwertung des Bayreuther Festspielhauses. Er wollte die Untergeltlichkeit für Bayreuth usw. usw. Wie es mit alledem steht, dessen sind Sie sich gewiß mit allen Kunstverständigen schmerzlich bewußt. Auch der Parsifal wird nicht ewig Bayreuth verbleiben können. Er wird seine Heimat, sein neues Bayreuth dort finden, wo (vielleicht erst nach Jahrzehnten) der Genius Wagnerscher Kunst seine Schwingen am machtvollsten entfaltet, wo unter besonders günstigen Umständen die reproduktiven Künstler ihre hehre Aufgabe restlos, vollendet wie nie zuvor bewältigen. Die gleiche starke Zuversicht hege ich nicht nur für den Parsifal sondern für alle Werke des Meisters. Ja, noch mehr. Die unvergänglichen Meisterwerke aller Länder und aller Zeiten können sich nur dadurch behaupten und der Menschenwelt Erquickung spenden, daß sie nicht an bestimmte Örtlichkeiten oder Personenkreise gekettet sind . . .

Nun, hochgeehrte Frau, gestatten Sie ein Wort über die nur zu natürliche Wirkungslosigkeit unserer größten Künstler, Klassiker und Weisen, unserer vorzüglichen Galerien, Museen, unserer wissenschaftlichen Veranstaltungen usw. auf die eigentlichen, die breiten Volksmassen. Eine realistische Betrachtung, die ebensoweit vom Optimismus wie von jedem schwächlichen oder entnervenden Pessimismus entfernt ist. Hierbei kann ich mir nicht die Bemerkung versagen, daß es gerade Richard Wagner war, der, ganz abgesehen von der sonnigen Heiterkeit der Meistersinger usw. usw., trotz seiner gelegentlichen theoretischen Hinneigung zu Schopenhauer durch den ganzen Aufbau seiner Kunsttaten und seines gesamten Lebenswerks den Pessimismus als unfruchtbare Lebensanschauung ad absurdum geführt hat.

»Vertiefung«, nicht »Verbreitung«! Ganz recht, nicht um flache Aufklärung, planlose Zufallsverbreitung, nicht um ästhetische Bettelsuppen für die Menge kann es sich handeln. Das schadet schließlich mehr als es nützt.

Worauf es mir in meiner brieflichen Andeutung vom Mai dieses Jahres ankam, das ist die Anerkennung der Forderung, daß das geistige Gesamtniveau des Volkes durch Erziehung von Generationen aus den kellerdumpfen Tiefen des Daseins zu jetzt ungeahnter intellektueller, sittlicher und ästhetischer Sonnenhöhe hinaufgeführt werde. Da handelt es sich um die hohe geistige Existenz eines ganzen Volkes, jetzt um stümperhafte, vulgäre Erziehungsbestrebungen, die immer nur den Effekt haben die Volksmassen intellektuell und materiell zu verwahrlosen. Allgemeine höchste Bildung soll Gemeingut aller werden, nicht aber Sonderbesitz einer verhältnismäßig kleinen Anzahl gewissermaßen privilegierter Individuen bleiben. Also nochmals: nicht Verflachung sondern Erweiterung und Vertiefung im edelsten Wortsinn. Bevor man aber (will man nicht wie ein törichter Utopist handeln) solchem gewaltigen Fernziele entgegenschreitet, ist *eine* Voraussetzung zu erfüllen, die ich als die sichere Grundlage des Vorhabens erachte. Unseren heutigen Erziehungsbestrebungen, soweit sie auf das Volk abzielen, fehlt die Basis. Es sind und bleiben das Bauunternehmen, denen das Fundament fehlt. Kein vernünftiger Baumeister aber beginnt sein Werk mit dem Dachstuhl oder den Obergeschossen. Die unabweisliche Voraussetzung allgemeiner und hoher Volksbildung ist mir die gesicherte materielle Existenz, ist der befriedigende wirtschaftliche Untergrund, ist die wohlfundierte ökonomische Lage für alle unsere Volksgenossen, wie sie nur in eherner Rücksichtslosigkeit die völlige Umgestaltung unserer gesellschaftlichen, politischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse mit sich bringt und mit sich führen muß. Erst diese Voraussetzung, dann jene Volkserziehung und Bildung! Und daran wird sich konsequent in unerschöpflicher Fülle ein höchstes Verstehen und Fördern auch der Kunst und Künstler, der Wissenschaft und idealer Strebungen reihen, deren Mangel Sie mit allen Vorwärtstrebenden heute tief beklagen müssen. Des angebrochenen Jahrhunderts Riesenaufgabe ist die Erfüllung dieses Gedankens, der den Sieg verbürgt.

Daher werden Sie mir verzeihen, sehr verehrte Frau, wenn für mich unter der zwingenden Logik dieser Denkweise und angesichts der Größe solcher Aufgabe die Fragen des Urheber- und Verlagsrechtes sowie die Unterfragen der 30- oder 50jährigen Schutzfrist oder auch des dauernden Schutzes (des Monopols) irgendeines einzelnen, und sei es des erhabensten, weihevollsten Kunstwerkes, nur eine sekundäre Bedeutung haben können ...

Das freilich kann mich nicht hindern die Verunglimpfungen des Meisters oder Ihrer Person rückhaltlos zu verurteilen, von welcher Seite auch der Schimpf gekommen sein möge. Ich beziehe mich hierbei besonders auf die 77. und 86. Plenarsitzung des Jahres 1901. Da es nun für Sie oder Ihr Archiv nicht ganz wertlos sein kann in den Besitz der betreffenden Verhandlungsberichte zu gelangen, so bitte ich Sie um die Erlaubnis Ihnen die Stenographischen Berichte der 3 Lesungen sowie alle einschlägigen Drucksachen dazu und den Gesetzentwurf in seiner schließlichen Fassung beigehtend überreichen zu dürfen. Persönliche Gehässigkeit mag sich im Reichstag hervorgewagt haben, ausschlaggebend jedoch ist sie in keinem Fall bei irgendeiner Abstimmung gewesen. Höchst drollig wirkte die heillose Verwirrung und Zerfahrenheit im Lager der bürgerlichen (der antisozialen) Parteien. Ihnen

ist das physische Privateigentum, auch das Privateigentum an Produktionsmitteln (also das zu den jämmerlichsten und verwerflichsten Ausbeutungszwecken verwendbare) 3mal heilig. Dagegen arbeiten sie der gleichen Anerkennung des geistigen Eigentums entgegen. Das physische Eigentum erwerben sie unumschränkt und in Ewigkeit, für das Erbrecht geistigen Eigentums versagt ihr Interesse.

Nun bin ich der letzte, der sich darüber beklagt; auch habe ich kein Verlangen mitzuwirken das herrschende schlechte Recht noch schlechter zu gestalten. Denn für mich sind die arbeitslose Erwerbung riesigen Besitzes durch Erbtitel, die Erdrosselung der Freiheit und des Fortschritts durch das wahnsinnige, Übermacht verleihende Eigentum an Gut und Gold, der verderbliche Privatbesitz an Produktionsmitteln und Rohstoffen so schwere massenmörderische Verbrechen gegen die arbeitenden Klassen, daß sogar die Einzelercheinungen von Betrug oder Mord (die natürlich jeder Zivilisierte verdammt) dagegen nur federleicht wiegen. Denn hier handelt es sich nicht um die verhängnisvollsten Verbrechen gegen ein Volk sondern um namenlos entsetzliche Greuel auf geistigem und materiellem Gebiet gegen *alle* modernen, kulturfähigen Völker . . .

Diese furchtbare Perspektive kann Sie, eine starkherzige Frau, die Tochter des in Saint-Simonschen Anschauungen wohlbewanderten großen Franz Liszt nicht erschrecken. Der Unterschied zwischen damals und heute ist allerdings ausgeprägt genug vorhanden; denn das, was im Liszt-Wagnerschen Kreis in einer bestimmten Epoche als utopistischer Gefühlskommunismus vorhanden war, das ist heute überwunden in der Gestalt bewußter Erkenntnis, in der Form des neuzeitlichen, wissenschaftlichen Sozialismus. Er ist der unzerstörbare Fels, auf dessen granitnem Untergrund in Zukunft auch die leichten Zelte der schönen Künste sicher vor Mißgunst und Erschütterungen aufgeschlagen werden können.

Hochgeehrte Frau, nach alledem wird Ihr Appell an das Gerechtigkeitsgefühl des Reichstags vergeblich sein. Rechnen Sie nicht damit. Rechnen Sie nur mit der Güte, der Unverwüstlichkeit und der sieghaften Schönheit des Parsifal. Auf eine so tiefgehende Gegensätzlichkeit in Tagesfragen sowohl wie in den Weltanschauungen werden Sie, als Sie die Güte hatten mir zu schreiben, doch vielleicht nicht gerechnet haben. Allein ich müßte außerordentlich klein von Ihnen gedacht haben, wenn ich es fertiggebracht hätte in den großen Fragen der politischen, sozialen oder sonstigen Gegensätze ausweichend oder mit kläglichen Vertuschungen zu antworten. So liegen die Dinge: Abgründe gähnen drohend zwischen den Menschen; aber wahre Achtung und Verehrung vermögen dennoch diamantene Brücken von einem zum anderen zu schlagen. Es ist hier zunächst zwischen uns die Rede gewesen von dem Volk und seinen Beziehungen zur Kunst sowie von einer wirklich idealen Volkserziehung und ihrer einzigen und unabweislichen Voraussetzung. Nun noch kleine Details.

Unanfechtbar ist es, wenn Sie die gelegentliche Bemerkung einstreuen, daß niemand für seine Nachkommen einstehen kann. Nur beweist Ihre Exemplifikation auf die preußische Geschichte nicht, was Sie bewiesen sehen möchten. Auch ich habe über die »Schreckensparole« von der Bayreuther Beeinflussung des Urheberrechts nur lächeln können und stimme Ihnen gern zu. In der Sache selbst stehen wir also (und das ist das *negative* Resultat) einander nach wie vor gleich zwei Fechtern gegenüber, von denen keiner dem andern Boden auch nur um Haaresbreite abgewinnen könnte. Indem ich Ihr

individuelles Recht voll anerkenne, wahre ich auch meiner Individualität die freie Überzeugung. Es tröstet mich, daß unsere Kräfte trotzallem nach einer Richtung gemeinsam wirken ...

Jedenfalls Dank für die Ermöglichung einer solchen Aussprache. Indem ich Ihnen herzlichstes Lebewohl sage, erlaube ich mir meine besten Wünsche für Haus Wahnfried und die kommenden Parsifalaufführungen auszusprechen. Sehr verehrte Frau, mit der Versicherung außerordentlicher Hochachtung und Ergebenheit zeichnet Fritz Kunert.«

Menschliches, Irrtümliches und Allzumenschliches sind und bleiben identisch. Doch es schwinden Irrungen und Schwächen gleich dem Schnee vor der Sonne gegenüber den Vorzügen der Gesamtpersönlichkeit. Trotz der Vielseitigkeit ihres psychischen Wesens zwang sich Cosima Wagner im Dienst des Bayreuther Gedankens heroisch zu fanatischer Einseitigkeit ihres Fühlens, Strebens und ihrer Handlungen. Damit erhob sie sich zu einer der bedeutendsten Frauengestalten des 19. wie des angehenden 20. Jahrhunderts.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Gerhard Kreyssig

Krise

Das Wirtschaftsjahr 1930 steht im Zeichen einer wirtschaftlichen Depression, die in Deutschland durch die Verkettung mit der Etatskatastrophe des Reichs und der Finanznot der Kommunen noch besonders erschwert worden ist. Die Gunst der Witterung, die im Frühjahr wie im Herbst die saisonmäßige Arbeitslosigkeit in den Außenberufen, besonders im Baugewerbe, hätte überbrücken können, mußte ungenutzt vorübergehen. Statt dessen stieg die konjunkturelle Arbeitslosigkeit unentwegt weiter. Im 1. Halbjahr 1930 gab es monatsdurchschnittlich 3,1 Millionen Arbeitssuchende, während es 1929 nur 2,3 und 1928 nur 1,6 Millionen gewesen waren. Die Hauptunterstützungsempfänger in der Arbeitslosen- und der Krisenfürsorge waren monatsdurchschnittlich auf 2,2 Millionen gestiegen; in den Jahren vorher waren es demgegenüber 1,7 respektive nur 1,1 Millionen gewesen. Der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund verzeichnete Ende September 22,8% Vollarbeitslose und 14,5% in Kurzarbeit stehende Mitglieder. Mit über 3½ Millionen hat Deutschland heute die größte Arbeitslosigkeit seit der Stabilisierung. Nach dem Lauf des 3. Quartals 1930 zeigt sich deutlich, daß die augenblickliche Wirtschaftsdpression wesentlich stärker ist als die letzte Krise 1926. Der Leerlauf des gesamten Produktionsapparats wurde, gegenüber dem höchsten Beschäftigungsgrad der Hochkonjunktur, die vorausging, im Jahr

1926 auf 17,4% berechnet. Heute liegen gegenüber dem günstigsten Stand vom Juli 1929 im Durchschnitt 25,7% der gesamten Maschinerie der Wirtschaft brach. Die Produktivgüterindustrien sind dabei mit einem Rückgang um 31,8% erheblich schlechter, die weiterverarbeitenden Industrien mit 22% Rückgang etwas günstiger beschäftigt als der Durchschnitt. Am schärfsten betroffen ist von den volkswirtschaftlich besonders wichtigen Industrien die Grobeisenwirtschaft, deren Produktionsrückgang bei der Roheisengewinnung 44% (1926 nur 30%), bei der Rohstahlproduktion 45% (1926 nur 36%) und in den Walzwerken ebenfalls 45% (1926 nur 30%) betrug. Eine Reihe kleinerer Industriezweige ist allerdings heute überhaupt nur noch zu 25 bis 30% beschäftigt. Die Krise ist also um beinahe die Hälfte schärfer als 1926, das Riesenheer der Arbeitslosen entsprechend angewachsen. Bis zum Jahresende werden wir 2 Millionen mehr Arbeitslose haben als vor Jahresfrist. Die Depression wird aber nicht nur durch ihr Ausmaß sondern insbesondere durch ihre Dauer charakterisiert. 1926 hielt der durchschnittliche Produktionsrückgang 8 Monate an, mit Ende des 3. Quartals 1930 stehen wir aber bereits im 15. Monat ununterbrochen rückläufiger Konjunktur, und die verarbeitende Industrie steckt mit 28 Monaten absteigender Beschäftigung bereits genau doppelt so lange in der Krise wie 1926, wo nach 14 Monaten der Umschwung zur Besserung einsetzte. Hinzu kommt, daß heute noch nicht abzusehen ist, wann eine Be-